

KAI-UWE MERZ

WÜSTE BERLIN

EINE KULTURGESCHICHTE DER NACHKRIEGSZEIT

ELSENGOLD





KAI-UWE MERZ

WÜSTE BERLIN

EINE KULTURGESCHICHTE DER NACHKRIEGSZEIT



Einleitung

Eine Stadt wie eine Wüste –
Berliner Kulturgeschichte der Nachkriegszeit

7



Prolog

Berlin und die Bolschewiki –
Zwei Berliner, Lenin und Stalin

15



Parteien

SPD und KPD über Kreuz –
Gruppe Ulbricht und die Neugründungen

23



Stadtpolitik

West-Berlin ist ganz Berlin –
Ernst Reuter, Intellektueller und Bürgermeister

33



Kriegsliteratur

Berlin-Roman der Epoche –
Theodor Plieviers *Berlin*

45



Aufbauliteratur

Der andere Berlin-Roman –
Erich Loests *Die Westmark fällt weiter*

59



Kulturpolitik

Wahl-Berliner und Ex-Expressionist –
Johannes R. Becher wird Kulturminister

69



Lyrik

Überzeugungs-Berliner und Phase-II-Expressionist –
Gottfried Benn wird Vorzeige-Dichter

81



Theater

Gründgens' Schatten und zweimal *BB* –
Boleslaw Barlog und Bertolt Brecht

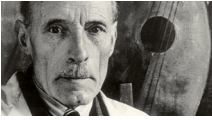
95



MUSIK

Ein Dirigent, zwei Entnazifizierungen –
Wilhelm Furtwängler und die Philharmoniker

115



BILDENDE KUNST

Renée Sintenis, Karl Hofer, Werner Heldt –
Berlin am Meer

133



KLEINKUNST

Günter Neumann und die *Insulaner* –
Kabarett als Überlebensmittel

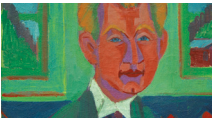
151



MEDIEN

Hans Rosenthal und Egon Bahr –
Rundfunk, Zeitung, Kalter Krieg

165



HOCHSCHULEN

Edwin Redslob und die Freie Universität –
Die Studenten von Berlin

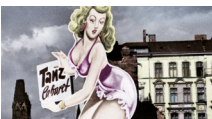
183



STADTARCHITEKTUR

Stalinallee – Hans Scharoun, Hermann Henselmann
und der 17. Juni

199



SCHLUSSBETRACHTUNG

Die 1920er-Jahre als ferne Reminiszenz –
Vom Verlust zerstörter Größe

215



EPILOG

Die Wüste bleibt – Kultur der sich spaltenden Stadt

235

Literaturverzeichnis

238

Bildnachweis, Impressum

240



EINLEITUNG

Eine Stadt wie eine Wüste – Berliner Kulturgeschichte der Nachkriegszeit

Denn großes Verderben brach herein über die Jungfrau, die Tochter, mein Volk, eine unheilbare Wunde. Gehe ich aufs Feld hinaus – seht, vom Schwert Durchbohrte! Komme ich in die Stadt – seht, vom Hunger Gequälte! Ja, auch Propheten und Priester werden verschleppt in ein Land, das sie nicht kennen.

Jeremia 14, 17–18

DIE WÜSTE BERLIN – der in der Chausseestraße geborene Berliner und Lyriker Günter Kunert begegnet ihr 1953, acht Jahre nach Kriegsende, mitten im Zentrum: „Noch gleicht der Alexanderplatz einer Wüstenei, gerade mal von Trümmern befreit.“ Das schreibt Kunert nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik in seinen *Erinnerungen*, die 1997 unter dem Titel *Erwachsenenspiele* erschienen sind.

Der Berliner Theaterkritiker Friedrich Luft schrieb im Sommer 1950, fünf Jahre nach Kriegsende, gerichtet an die Teilnehmer des „Kongresses für kulturelle Freiheit“ in der Zeitschrift *Der Monat*: „Die Fassade eines zierlichen Cafés vor dem Nichts eines ausgebrannten Hauses. Biergärten – und ringsum die geordnete Wüste gestapelter Ziegelsteine aus eingerissenen Häuserresten, mühsam verdeckt von blühendem Jasmin. Berlin 1950.“

Der langjährige Wahl-Berliner und Kunsthistoriker Alfred Hentzen, nach 1946 Wiederbegründer der Kestner-Gesellschaft in Hannover, schreibt 1949, vier Jahre nach Kriegsende, über einen Berliner Maler: „Und [Werner] Heldt träumt aus dem Bilde der Trümmer, die die Weltstadt heute erfüllen, eine gespenstische Wüste [...]. Auch da, wo sich die Gegenstände zu Zeichen verdichten, erleben wir in einfachen Formeln Träume aus der Riesenstadt in Trümmern.“

„Berlin sah atembenehmend aus“, hält der aus Berlin-Karlshorst stammende Journalist und Historiker Joachim C. Fest in seinen *Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend* fest, die 2006 unter dem Titel *Ich nicht* erschienen. Er kam 1947, zwei Jahre nach Kriegsende, zurück: „Schon als das Flugzeug über der Stadt zum Tempelhofer Feld ein-

Ackerbau gegen den Hunger: Die Berlinerin hackt Kartoffeln im abgeholzten Tiergarten. Das im November 1945 eingeweihte Sowjetische Ehrenmal strahlt weiß, der Reichstag ist Ruine.

schwenkte, war nichts als eine graubraune Trümmerwüste zu sehen, die sich bis an den Horizont streckte.“

„Der Kleistpark ist eine Wüste“, notierte Marta Hillers am 10. Mai 1945, acht Tage nach dem Ende der „Schlacht um Berlin“, in ihren *Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April 1945 bis 22. Juni 1945*. Als „Anonyma“ hat sie unter dem Titel *Eine Frau in Berlin* über die massenhaften Vergewaltigungen durch Soldaten der Roten Armee berichtet. Unter dem 8. Juni 1945 notiert sie, wie sie das erste Mal wieder in der S-Bahn mit ihren roten und gelben Wagen saß: „Es war eine Sausefahrt durch Sonne und Trümmerwüsten.“

1945 ist die Stadt nach 1918 zum zweiten Mal im 20. Jahrhundert ein Nachkriegs-Berlin. Die nationalsozialistischen Machthaber hatten die ersten Verwüstungen in der Friedenszeit vor 1939 begonnen. Adolf Hitler hatte befohlen, um den Preis der Zerstörung Berlins sein Weltmetropolen-Projekt in Angriff zu nehmen. 1950 hätte Germania fertig sein sollen. Die britischen und amerikanischen Bomberverbände fügten der Vier-Millionen-Metropole weitere und noch viel gravierendere Zerstörungen zu. Keine deutsche Stadt wurde häufiger aus der Luft angegriffen als das *Monster Berlin*. Es war das Machtzentrum der Diktatur gewesen, von dem der Zweite Weltkrieg und die industrielle Vernichtung des europäischen Judentums ausgegangen waren. Am Ende waren mehr als eine halbe Million der rund 1,5 Millionen Berliner Wohnungen nicht mehr zu benutzen. Angeblich lagen 55 Millionen Kubikmeter Trümmer, Schutt, Abraum in der Stadt.

„Wüste“ ist eine Orts-Bezeichnung. Die Teilungsgeschichte Berlins kennt die im Südwesten des Stadtgebiets gelegene Exklave Wüste Mark, eine winzige Insel im Territorium der DDR. „Wüste“ ist eine untergegangene, aufgegebene, vergessene Siedlung. Geografen kennen den Begriff „Wüstung“. Das sind verlassene, menschenleere, vergessene Orte, die verschwunden sind. In der *Wüste Berlin* leben im August 1945 noch 2,8 Millionen Menschen. Ende 1942 waren es 4,4 Millionen gewesen. Berlin war im Verlauf des Krieges ein menschenfeindlicher Platz geworden. Die Menschen, die fehlten, waren tot, evakuiert, geflüchtet. Wüste ist lebensfeindlich, vegetationslos, stumm, unendlich, einsam. Wüste überwältigt den Einzelnen, verweigert ihm Lebensmöglichkeit, Lebensmittel, Lebensmut. Wüste gilt als Landschaft, die scheinbar kein Leben hat, die nur zu blühen beginnt, wenn der Regen kommt.

Zwei Wochen nach dem Tod des in Berlin geborenen Schriftstellers Günter de Bruyn am 4. Oktober 2020 ist die Niederschrift von *Wüste Berlin* begonnen worden. In seinem autobiografischen Buch

Zwischenbilanz von 1992, das *Eine Jugend in Berlin* erzählt, erörtert der Berlin-Brandenburgische Autor seine Empfindungen vom Kriegsende, das oft als „Stunde Null“ gedeutet wird:

Der schöne Wahn vom Mai 1945, daß nun eine neue Zeitrechnung beginnen und alles, alles sich wenden würde, brauchte zwar Jahre, bis er von den Realitäten berichtigt wurde, aber schon in den ersten Tagen und Wochen fing die Desillusionierung an. Staat und Militär war man los, aber an die lästig gewordene Nation blieb man gebunden; und auch manches andere, das man mit Hitler gestorben geglaubt hatte, lebte noch fort. So war mir zum Beispiel als selbstverständlich erschienen, daß zusammen mit allen Symbolen, Orden, Rängen und Dienstbezügen auch das Geld nichts mehr galt.

Wüste Berlin will die Verbindungslinien in den Blick nehmen, einerseits die oft und gern verschwiegenen zum *Monster Berlin* der NS-Zeit, andererseits die oft eher stillschweigend gezogenen, aber von vielen Akteuren der Jahre nach 1945 persönlich verkörperten zum Berlin der Zwischenkriegszeit. Dieses Berlin charakterisiert mein Buch *Vulkan Berlin. Eine Kulturgeschichte der 1920er-Jahre* als „Hauptstadt der 1920er-Jahre“.

Das Überleben zu sichern, das hat Kriegsende und Nachkriegszeit für die Berliner bestimmt. Das Leben ging im Überleben weiter. Da war keine Zeit für null. Die „Stunde Null“ ist Fiktion, vielleicht berechtigt, verständlich, begreifbar als Ausdruck des Empfindens der logischen Sekunde eines totalen, umfassenden, das Selbst einschließenden Endes von allem bisher Gekannten, Gewussten, Geglaubten. So historisch präzedenzlos in seinem Vernichtungscharakter wie der Zweite Weltkrieg mit rund 60 Millionen Gefallenen gewesen war, so singulär wie der Holocaust mit rund sechs Millionen ermordeter Juden, so einzigartig war das Ende dieser mörderischen Terror-, Gewalt-, Unrechtsherrschaft als totaler Niederlage. Das gilt umso mehr für das „Zentrum des Bösen“, das Berlin als Hauptstadt des NS-Regimes gewesen und zu dessen Symbol es besonders für die Alliierten geworden war. Amerikaner, Briten und Sowjets schienen im Kampf gegen das Dritte Reich zu einem Rennen um die Eroberung der Hauptstadt angetreten zu sein.

Wüstenei und Trümmer prägten das Berlin der Nachkriegszeit. Die damit verbundene Atmosphäre und die dadurch bestimmte Szenerie sind Hintergrund von allem, was sich in dieser Epoche auch

in der Kultur vollzieht. Die urbane Qualität dieser Stadt, ihr spezifischer Charakter und ihr Lebensgefühl stehen jenseits der Schilderung ihrer kulturellen Hervorbringungen in *Wüste Berlin* im Zentrum des Interesses. Zeit und Geschichte existierten auch vor der vorgeblichen „Stunde Null“. Vergangenheit wirkt fort, manches Mal absichtsvoll und gewollt, manches Mal verdeckt und subversiv. Überbleibsel der Kulturmetropole Berlin der 1920er-Jahre, Reste der keineswegs kulturlosen Reichshauptstadt des nationalsozialistischen Dritten Reichs, Beiträge nach Berlin zurückkehrender Emigranten – damit wird nach 1945 in der *Wüste Berlin* der kulturelle Neubeginn in Angriff genommen. Die Epoche nach 1945 kennzeichnen angesichts totaler Zerstörung, Leere, Hoffnungslosigkeit doch wieder Lebenswillen, unstillbar scheinender Hunger auf Kultur jeder Provenienz und damit verbunden die Grundlegung vieler Berliner Institutionen und Besonderheiten, die bis in die Gegenwart Bestand haben. Erste Male, Neu- und Wiederanfänge sind häufig in diesen Tagen.

Das Buch *Wüste Berlin* setzt *Monster Berlin* und *Vulkan Berlin* fort, ohne auf diesen Bänden aufzubauen. Jeder steht für sich, obwohl sie in einen gemeinsamen gedanklichen Zusammenhang gehören. Erneut verdienen der Elsengold Verlag, die Grafikerin Goscha Nowak und der ehemalige Vize-Direktor des Museums für Deutsche Geschichte und passionierte Berlin-Historiker Kurt Wernicke für die Lektüre des Manuskripts meinen Dank. Auf die vermeintlich „goldenen“ 1920er-Jahre folgte im chronologischen Ablauf eine Kulturgeschichte Berlins während der „braunen“, nationalsozialistischen Zeit, dem sich jetzt ein gleichartig strukturierter Band über die „grauen“ Jahre anschließt. *Wüste Berlin* gleicht den beiden anderen Büchern in Vorgehen, Herangehen, Sprache. Die Bücher verfolgen keine wissenschaftliche Zielsetzung, basieren auf elementarer Ereignisgeschichte, dem Grundwissen der berührten Kultur-Sparten sowie auf den Veröffentlichungen von Historikern, Biografen und Memoirenautoren. Ereignisgeschichte, Politikgeschichte, Militärgeschichte sind vorausgesetzt, bilden den Hintergrund, dienen als Folie. Umstände von Kriegsende, der Regelungen der Nachkriegsordnung, national wie international, Währungsfragen, Blockade und Luftbrücke, Etablierung der beiden deutschen Staaten, schließlich die am 17. Juni 1953 kulminierende Streikbewegung sind keine unmittelbaren Gegenstände einer Kulturgeschichte. Worauf es ankommt, das ist die Zusammenschau, das Gesamtbild der Kulturgeschichte Berlins der betrachteten Periode in all seiner holzschnittartigen Vorläufigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit. Als orientierende Kategorisierung

kommt *Wüste Berlin* nicht um Zuordnungen in die nach 1945 mit neuen politischen und ideologischen Inhalten aufgeladenen Bezeichnungen der Himmelsrichtungen Ost und West herum. Bezüglich Berlins darf die Spaltung in Ost und West der die Zukunft des Kalten Krieges beherrschenden Jahre kein *a priori* sein. Sonst würde der Blick verstellt auf das Selbstverständnis der damaligen Stadt und der Zeitgenossen, besonders der Blick auf das damals und uns erst nach mehr als 30 Jahren vereinter Stadt und vereintem Land wieder allmählich so selbstverständlich wie damals werdende Bewusstsein der Einheit der einen Stadt.

Der Nürnberger Kulturhistoriker und Honorarprofessor an der Technischen Universität Berlin Hermann Glaser hat in seiner 2004 erstmals erschienenen *Kleinen deutsche Kulturgeschichte* eine pragmatische Definition des Kulturbegriffs gegeben, die als begriffliches Fundament taugt: Es gehe, führt Glaser aus, „um einen Begriff von Kultur, der sich in Unterscheidung zu dem Begriff der Natur auf *alles* bezieht, was der Mensch als gesellschaftliches Wesen in unterschiedlichster Weise produktiv bearbeitet oder gestalterisch hervorbringt.“ Kultur bedeutet demnach mehr als bloß die „schönen Künste“. Kultur, dazu zählen Mentalität, Geisteshaltung, Einstellungen und Religion jeweils einer Gruppe von Menschen. All das wiederum steht

Ruinen, Trümmer, geräumter Fahrdamm: Schulkinder im Sommer 1945, der Große lacht in die Kamera. Sie sind am Knie in Charlottenburg, das ab 1953 Ernst-Reuter-Platz heißt.



in Wechselwirkung zu den Voraussetzungen physischer Existenz, zu allem bloß Materiellen, namentlich zu Wirtschaft, Politik, Geografie, Geschichte. Von der Kulturgeschichte Deutschlands ist diese Berliner Kulturgeschichte von 1945 bis 1953 nicht abtrennbar. Die Stadt darf nicht Hauptstadt des westlichen Deutschlands sein, und ihr östlicher Teil wird Hauptstadt des kleineren deutschen Staates, der den westlichen Teil Berlins umgibt. Das Verhältnis der Stadt in ihrer absurd anmutenden Situation zu diesem sich teilenden Land wandelt sich. Dieses Verhältnis gerade im Kontrast zur übermächtigen Kulturmetropole Deutschlands, die Berlin in den 1920er-Jahren war, und zur allmächtigen Diktaturzentrale der 1930er- und 1940er-Jahre steht in *Wüste Berlin* immer wieder im Hintergrund.

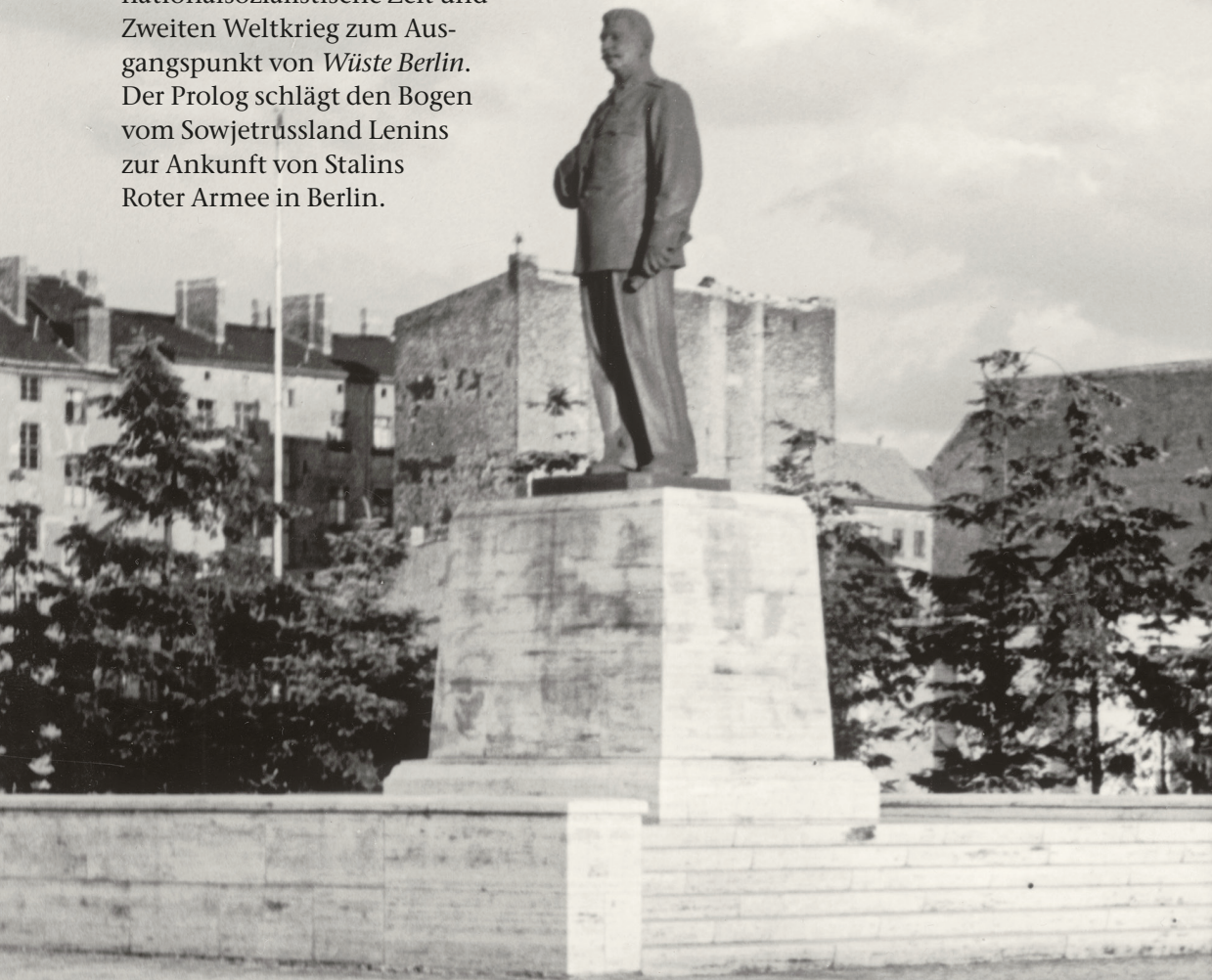
Kultur wird in diesem Buch aufgeteilt in dreizehn ausgewählte Felder: Parteien, Stadtpolitik, Kriegs- und Aufbau-literatur, Kulturpolitik, Lyrik, Theater, Musik, Bildende Kunst, Kleinkunst, Medien, Universitäten, Stadtarchitektur. Die verschiedenen Areale kulturellen Berliner Lebens lassen mit dem Fortschreiten der Lektüre das Zeitbild Berlins in immer markanteren Konturen hervortreten. Dieses Bild bleibt bruchstückhaft. Themen fehlen, einige Gegenstände, Gesichtspunkte, Kontexte fallen erst in der Erzählung ins Auge, andere sind nur am Rande erwähnt. Jedes kulturelle Feld wird anhand von Menschen, bis auf bezeichnende Ausnahmen Berliner und Wahl-Berliner, deren Werken und ihrer Rolle in und für Berlin zugänglich. So erzählt *Wüste Berlin* Kulturgeschichte. Dieser Zugang ist subjektiv. Im Lauf der Schilderung wird das Berlin der ersten acht Jahre nach dem Krieg in seiner Lebenswirklichkeit Stück für Stück sichtbar, fühlbar, nachvollziehbar. Abbildungen sind in ihrem inhaltlichen Bezug zum Text ausgewählt. Wort und Bild sind in diesem gegenseitigen Bezug dazu bestimmt, vor dem inneren Auge der Leserinnen und Leser das Berlin der Nachkriegsepoche lebendig werden zu lassen.

Nachkriegszeiten sind alle Perioden der Geschichte. Kriege sind Regel, nicht Ausnahme. *Wüste Berlin* betrachtet die *Kulturgeschichte der Nachkriegszeit* und setzt das Jahr 1953 als Schlusspunkt. Die Epochenabgrenzung orientiert sich am 2. Mai 1945, dem Tag, an dem der Zweite Weltkrieg in der Reichshauptstadt endet, und am 17. Juni 1953. Das ist der Tag, an dem erneut sowjetische Panzer durch die Innenstadt rollen. 1953 stirbt am 29. September die diese Berliner Nachkriegszeit repräsentierende politische Figur, der Regierende Bürgermeister von Berlin, Ernst Reuter. Wie eine rote Eminenz waltet in dieser Periode eine historische Persönlichkeit über dem Geschehen, deren geschönte Porträts, versehen mit politischen Losungen im

Mai 1945 rasch im Stadtbild auftauchen, und deren Tod am 5. März 1953 in Zusammenhang mit dem Geschehen des 17. Juni steht – Josef W. Stalin. Auch Bildnisse des 1924 verstorbenen Führers der Bolschewiki Wladimir I. Lenin sind nach 1945 in Berlin präsent. Doch es ist Stalin, der unter seinen Porträts mit den Worten zitiert wird, dass die Hitler kämen und gingen, das deutsche Volk aber bleibe. Stalins Bilder, Skulpturen und Lobpreisungen gehören zum Signum Berlins dieser Zeit, wo immer die sowjetische Besatzungsmacht herrscht.

Zwei Künstler aus Berlin schildern uns das nach 1917 so vollkommen neuartig erscheinende riesengroße Land im Osten Europas, das Sowjetrussland der Oktoberrevolution. Die Kommunistische Partei Deutschlands KPD, u. a. entstanden aus der Spartakusgruppe Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts und zur Jahreswende 1918/19 in einem Saal im Preußischen Landtag in Berlin gegründet, propagierte die dortige „Diktatur des Proletariats“ als Vorbild. Der Prolog führt uns so aus den 1920er-Jahren über nationalsozialistische Zeit und Zweiten Weltkrieg zum Ausgangspunkt von *Wüste Berlin*. Der Prolog schlägt den Bogen vom Sowjetrussland Lenins zur Ankunft von Stalins Roter Armee in Berlin.

Stalin starb am 5. März 1953, aber noch im Juli 1956 stand sein Denkmal in der Stalinallee. Es fiel erst in der Nacht zum 14. November 1961, als die Straße zur Karl-Marx-Allee wurde.





PROLOG

Berlin und die Bolschewiki – Zwei Berliner, Lenin und Stalin

Wollt ihr frei sein, oder wollt ihr russisch sein?

Friedrich Engels,
in: *Die revolutionäre Erhebung in der Pfalz und in Baden* (3. Juni 1848)

GEORGE GROSZ, der geborene Berliner und studierte Maler, ist eine der großen progressiven Künstlerpersönlichkeiten des Berlins der 1920er-Jahre. Er wandert 1932 gerade noch vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in die USA aus. In seinen 1955 dort zuerst in englischer Sprache erschienenen Erinnerungen *Ein kleines Ja und ein großes Nein* mit dem Untertitel *Sein Leben von ihm selbst erzählt* berichtet er von seiner Begegnung mit dem sowjetischen Staatswesen und dessen Repräsentanten. Grosz war zunächst Mitglied der KPD. In den Memoiren herrscht mit Blick auf den Kalten Krieg die apologetische Darstellung seiner Mitgliedschaft vor: „Ich war eben schon damals, obwohl noch jung und für eine vermeintliche Revolution begeistert, zu wenig begabt mit den milden und vornehmen Tugenden des Glaubens.“

George Grosz' Reise nach Sowjetrußland im Sommer 1922 gehörte zur propagandistischen Strategie der Komintern, der von der bolschewistischen Kommunistischen Partei Russlands KPR (B) gelenkten kommunistischen *Weltpartei*. Gemeinsam mit dem dänischen Dichter Martin Andersen Nexø sollte ein Reisebericht entstehen, den der Berliner illustrieren sollte. Das Vorhaben scheiterte, weil sich beide nicht verstanden. Schon die Einreise war kompliziert. Grosz: „In Rußland muß man immer sehr lange warten.“ Er begegnet hungernden Menschen, schildert, wie er einer Greisin ein Stück Schokolade gibt, ihr erst klarmachen muss, dass es keine Seife ist, wie ein anderer ihr das beleckte Stück aus der Hand stibitz. Er begegnet Verbannten, die verdorbene Nahrung aus Haufen zu sich nehmen, die auf die bloße Erde geschüttet sind. Unterschiede zu den wohlgenährten Systemträgern fallen ihm ins Auge ebenso wie die auch unter den „Genossen“ in Deutschland üblichen Phrasen: „Aber ich sprach sie aus, wie man magische Zauberworte ausspricht.“

Seit 1932 keinen Koffer mehr in Berlin: Der auf sein Äußeres bedachte Berliner und Maler George Grosz packt 1954 beim Deutschland-Besuch hier noch in Hamburg aus.

Grosz lernt Grigori J. Sinowjew kennen, den gut Deutsch sprechenden Bürgermeister von Petrograd. Grosz reist mit Kulturkommissar Anatoli W. Lunatscharski durchs Land, dessen Frau, die als „eleganteste Frau der Sowjetunion“ gilt, ihm in Berlin begegnen wird. Er trifft Leo D. Trotzki, den Künstler Wladimir J. Tatlin, den avantgardistischen Schöpfer der Turm-Skulptur *Monument der Dritten Internationale*. Grosz trifft Karl B. Radek, der Lenin 1917 im Zug aus dem Schweizer Exil begleitet hatte und der ihm schmeichelt: Lenin „soll meine Arbeiten geschätzt haben, besonders mein Buch ‚Das Gesicht der herrschenden Klasse‘.“ Der Lenin, den der deutsche Künstler erlebt, ist bereits krank und vom Arzt begleitet. Die Rede ist eine Stunde lang und auf Deutsch, gerichtet an die internationalen Künstler, denen das Projekt einer repräsentativen, opulenten, internationalen Kulturzeitschrift unterbreitet wurde, die in Paris und Berlin herausgegeben werden sollte:

An Lenin erinnere ich mich gut. Er stand plötzlich mitten unter uns, die wir, sorgfältig ausgewählt und gesiebt und mit besonderen Pässen ausgestattet, in einem der rot dekorierten Säle des Kreml versammelt waren. Er war nicht sehr groß, sein Gesicht wirkte leicht tatarisch, es haftete seiner Erscheinung nichts Bedeutendes an. Man hatte den Eindruck, dieser Mann sei immer so und nicht anders gewesen. Es war auch nichts Ehrfurchts- oder Schreckenerregendes an ihm, eher schon spielte ein kleines undeutbares Zwinkern in seinen Augen, aber tatarische Augen haben das ja oft, ohne daß es ein Lächeln bedeutet. Er schüttelte uns die Hände, begleitet von einigen Sekretären; ich bemerkte Bucharin und Radek.

Nach Rückkehr nach Berlin mit einer Fischvergiftung lässt Grosz sich vom Arzt und Künstlerkollegen Gottfried Benn behandeln. Der in Grosz' Memoiren geschilderte Empfang in der sowjetrussischen Botschaft in Berlin muss wohl erst nach dem Herbst 1923 stattgefunden haben; Gustav Stresemann gehörte zu den Anwesenden, und zwar bereits als Außenminister. Das die Vorfahrt der Gäste begaffende Berliner Publikum machte Sprüche wie: „Du, Jenosse, vajiß nich een paa Sowjetknallbonbons mitzunehmen!“ Grosz ging die breite Treppe hinauf: „Eine vergrößerte Photographie, Lenins bekanntes Bild mit Mütze und Händen in den Taschen, hing an der Wand.“ Hier wurde Frack getragen, auch von den Bolschewiki. Es war die Zeit nach dem Rapallo-Vertrag vom Ostersonntag 1922, als sich Deutschland und Sowjetrussland verbündeten, um sich gegenseitig aus weltpoliti-

scher Isolation zu befreien. So gewährte Grosz auch „in der Menge das unbewegliche, undurchschaubare Gesicht des Generalobersten [Hans] von Seeckt“, des Chefs der Reichswehr, die in den 1920er-Jahren mit Billigung der Reichsregierung verdeckt mit sowjetischer Hilfe deutsche Wiederaufrüstung unter Bruch der Verbote des Versailler Vertrags betrieb. Grosz traf den sowjetischen Dichter und Futuristen Sergej M. Tretjakow, von dem er süffisant festhielt, er wolle dichten „wie die Gebrauchsanweisungen, die man mit den zerlegt gelieferten Waren amerikanischer Mail-Order-Firmen bekommt.“ Der Bekannte des Wahl-Berliners Bertolt Brecht hatte gesagt: „Man muß so dichten, [...] daß ein Bauer imstande ist, nach unseren Gedichten einen Traktor zu bedienen.“

Grosz wird kein Werber, er verlässt bereits in Reaktion auf die Reiseerlebnisse die KPD, bleibt aber ihrem Umfeld im Berlin der 1920er-Jahre in seinen künstlerischen Arbeitsbeziehungen treu. Es ist das Denken des Sowjetgegners, das Grosz in den 1950er-Jahren bei Abfassung seiner Erinnerung dieses Reiseresümee ziehen lässt: „Man kann weder Gedanken in Konzentrationslager sperren noch die Bilder in

Großer Bahnhof für Lion Feuchtwanger (M.) am 1. Dezember 1936 bei Ankunft in Moskau: Der geschmeichelte Autor war „stolz über den Empfang“, klagte über mangelnden Komfort.





Propagandafoto vom 8. Januar 1937: Drei Stunden sprach Lion Feuchtwanger mit Stalin (r. der ZK-Übersetzer). Er notiert, dass „alle Zeitungen riesige Bilder von Stalin und mir“ bringen.

meinem Kopfe, und damit schalte [richtig wohl: scheide] ich natürlich als Anhänger jedes Massenbefreiers aus.“ Das Memoirenkapitel zu seiner Russlandreise hat Grosz 1953 gesondert publiziert in der antikommunistischen, in West-Berlin erscheinenden intellektuellen Zeitschrift *Der Monat*, die der antistalinistische Publizist und frühere Kulturoffizier der Kommandantur des amerikanischen Sektors Melvin Lasky mit Unterstützung des Nachrichtendienstes CIA gegründet hatte. In den 1920er-Jahren schwieg Grosz über Lenins Reich.

Der Wahl-Berliner und weltberühmte Romancier Lion Feuchtwanger ist am 30. Januar 1933 auf einer Lesereise in New York von der nationalsozialistischen Machtübernahme überrascht worden und kehrt auch nach 1945 nicht einmal besuchsweise nach Berlin zurück. Feuchtwangers Aufenthalt in der Sowjetunion erfolgt 1936/37 auf Einladung des Schriftstellerverbandes. Er wird mit großem Bahnhof in Moskau empfangen, umschmeichelt, geehrt. Feuchtwanger schreibt unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Frankreich das Buch *Moskau 1937*, das im Querido-Verlag in Amsterdam erscheint. Kritische Untertöne bleiben Andeutungen. Vorherrschend ist die tönende Propagandasprache des Regimes:

Stalins Werk gedieh. Kohlen wurden gefördert, Eisen und Erze wurden gefördert, Elektrizitätswerke entstanden, die Schwerindustrie blieb kaum mehr hinter der eines andern Landes zurück, Städte wurden gebaut, die Reallöhne stiegen, die kleinbürgerlichen Widerstände der Bauern wurden überwunden, ihre Gemeinschaftsgüter gaben Ertrag, in immer größeren Massen drängten sie in die Kollektivgüter. War Lenin der Cäsar der Sowjet-Union gewesen, so wurde Stalin zu ihrem Augustus, zu ihrem „Mehrer“ in jeder Hinsicht. Stalins Bau wuchs und wuchs. Aber Stalin mußte zusehen, daß es immer noch Leute gab, die an dieses sichtbare, greifbare Werk nicht glauben wollten, die den Thesen Trotzki mehr glaubten als dem Augenschein.

Feuchtwanger blendet den Terror aus, rechtfertigt Verbannung und Ausweisung Trotzki. Der Schriftsteller vermerkt, dass vor der Zeit seiner Begegnung mit Stalin der erste Trotzkiistenprozess, zu dessen Angeklagten Sinowjew gehört hatte, mit Verurteilung und Erschießung der Angeklagten beendet worden war. Feuchtwanger nahm vier Tage am zweiten Trotzkiistenprozess teil. Unter den Angeklagten war Radek. Feuchtwangers naive Schilderung:

Die Angeklagten selber waren gutgepflegte, gutgekleidete Herren von lässigen natürlichen Gebärden, sie tranken Tee, hatten Zeitungen in den Taschen und schauten viel ins Publikum. Das Ganze glich weniger einem hochnotpeinlichen Prozess als einer Diskussion, geführt im Konversationston, von gebildeten Männern, die sich bemühten, festzustellen, welches die Wahrheit war und woran es lag, daß geschehen war, was geschehen war.

Der Autor widersprach, widerlegte die Möglichkeit, es könnte sich um Inszenierung handeln. Alle hätten gestanden. Feuchtwanger hält fest, wie Radek nach den um vier Uhr morgens ergangenen Urteilen, er war einer der Vier, die unter den 17 Angeklagten zu Gefängnis verurteilt waren, den Saal in Soldatenbegleitung verließ: „Er wandte sich, grüßend hob er die Hand, zuckte ein ganz klein wenig mit den Achseln, winkte den andern zu, den zum Tod verurteilten, seinen Freunden, und lächelte. Ja, er lächelte.“

Feuchtwanger skizziert Lenins Nachfolger: „Auf seinen Bildern wirkt Stalin groß, breit, stattlich. In Wahrheit ist er eher klein, schwächling; in dem weiten Raum des Kreml, in dem ich ihn sah, verlor er sich geradezu.“ Stalins Sprache sei langsam und leise,

Wladimir I. Lenin
im Stadtbild
Ost-Berlins: Beim
Deutschlandtreffen
der Jugend zeigen
Junge Pioniere
am 29. Mai 1950
das überlebens-
große Porträt des
Diktators.



„dumpfig“. Dialoge schätze er nicht, er reihe „langsame, überlegte Sätze“ aneinander: „Er geht, während er spricht, gerne hin und her, kommt dann plötzlich auf einen zu, einen Finger der schönen Hand gegen einen ausgestreckt, deutend, dozierend.“ Wie es der Besucher wiederholt auch über Unterredungen mit anderen Regimevertretern beschreibt, dauerte es, bis das Gespräch über „Parteivokabular“ hinausging. Im Tagebuch heißt es unter dem 8. Januar 1937, es sei „erst gewundenes Zeug über die Freiheit des Schriftstellers“ Gegenstand gewesen. Dann aber: „Ich redete offen, und er stand offen Rede.“ Schlicht spreche Stalin, „ein Mann, der gewohnt ist, seine Gedanken so zu fassen, daß sie von Moskau bis Wladiwostok verstanden werden.“ Dann folgt eine keineswegs sympathische Betrachtung des Diktators: „Er hat vielleicht keinen Witz, aber sicherlich hat er Humor; es kommt vor, daß sein Humor gefährlich wird. Ab und zu lacht er ein leises, dumpfiges, verschlagenes Lachen.“ Und der Personenkult um Stalin? „Es sei ihm, sagt er, leid um die Zeit, die er auf Repräsentation verwenden müsse“, so Feuchtwanger, dem das Propagandabild des arbeitsamen Kremlherrschers glaubhaft erscheint, der „wirklich keine Zeit hat für überflüssigen Höflichkeits- und Verehrungskram.“ Stalin, so lesen wir, „mokierte sich ein bißchen über die hunderttausend ungeheuerlich vergrößerten Bilder eines Mannes mit Schnurr-

bart, die ihm bei Demonstrationen vor Augen flirren.“ Kommentarlos zitiert Feuchtwanger Stalins Aussage zu diesen „Übertreibungen“, wonach möglicherweise „die Absicht von Schädlingen dahinterstecke, welche ihn auf solche Art zu diskreditieren suchten.“

Feuchtwanger stellt fest, die UdSSR habe zwei Gesichter: „Das Gesicht der kämpfenden Union ist die grausame Strenge, mit welcher sie jede Opposition niedertritt. Das Gesicht der bauenden Union ist die Demokratie, die sie in ihrer Verfassung als ihr letztes Ziel manifestiert hat.“ Feuchtwanger macht klar, dass er sehr wohl ein Bewusstsein davon hatte, was für ein Staat das war: „Praktischer Sozialismus konnte nur errichtet werden mittels der Diktatur einer Klasse, und die Sowjet-Union war denn auch ein Diktaturstaat.“ Gerade 20 Jahre waren 1937 seit der Oktoberrevolution Lenins vergangen. Ganz ähnlich wie Feuchtwangers Einschätzung klang die Bewertung, die der Berliner Journalist deutsch-baltischer Herkunft Hans Vorst in seiner ersten Reaktion auf die Machtergreifung der Bolschewiki am 9. November 1917 im angesehenen liberalen Berliner Tageblatt abgegeben hatte:

Man braucht auch nicht zu glauben, daß es leicht sein wird, Lenin die Macht wieder zu entreißen, wenn er sie erst an sich gerissen hat. Denn er ist kein sanfter Schwärmer, der im Namen der Freiheit jeden tun lässt, was er will. Er weiß, daß Gewalt nur durch Gewalt gebrochen und im Zaume gehalten werden kann, und wird keinen Augenblick davor zurückschrecken, im Namen des Proletariats und der sozialen Idee, die er vertritt, eine rücksichtslose Schreckensherrschaft aufzurichten.

Ein Deutscher, Wahl-Berliner durch Parteiauftrag, wird auf dem XXIV. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion KPdSU im Frühjahr 1971 die Bemerkung machen, er sei vermutlich der Einzige im Raum, der Lenin noch persönlich begegnet sei. Sein Urenkel Florian Heyden schreibt in seiner 2020 erschienenen Teilbiografie seines Urgroßvaters, mancher im Saal in Moskau habe diese Bemerkung als Anspielung darauf verstanden, „dass Stalin dafür gesorgt hatte, dass alle Mitstreiter Lenins beseitigt worden waren.“ Lenin war im November/Dezember 1922 auf dem IV. Weltkongress der Komintern, der in Petrograd und Moskau getagt hatte, das letzte Mal vor der Kommunistischen Internationale aufgetreten. Der von den Folgen des Attentats und durch Schlaganfall geschwächte Diktator besuchte die KPD-Delegation. Er habe den „deutschen Genossen“ die Hand geschüttelt. Unter ihnen war Walter Ulbricht.



PARTEIEN

SPD und KPD über Kreuz – *Gruppe Ulbricht und die Neugründungen*

E BENSO WENIG WIE LENIN ODER STALIN war Ulbricht äußerlich besonders eindrucksvoll. Er ist am 30. Juni 1893 in Leipzig geboren. Das Elternhaus ist sozialdemokratisch.

Ulbricht macht eine Tischlerlehre. 1912 SPD-Mitglied geworden, ist er im Ersten Weltkrieg Infanterist. Er schließt sich sofort der am 4. Januar 1919 gegründeten Leipziger KPD an und wird in deren Leitung gewählt, erfahren wir von seinem Urenkel. Als am 15. Januar in Berlin die Spartakusführer Luxemburg und Liebknecht von Freikorpsleuten ermordet werden, kann Wilhelm Pieck, der aus Guben in Brandenburg stammt und ebenfalls Tischler ist, dem Zugriff entkommen. Als Mitarbeiter Rosa Luxemburgs stand er ebenfalls auf den Fahndungslisten der Freikorps.

Ulbricht vertritt die KPD seiner Heimatstadt zehn Tage später bei der Begräbnisfeier von insgesamt 32 getöteten Kommunisten in Berlin. Er steigt als Parteiarbeiter auf, zunächst in Sachsen, dann in Thüringen. Er wird Landtagsabgeordneter, Mitglied des Reichstags. Bereits in den 1920er-Jahren kennt er die Stadt, leitet die Berliner KPD als Nachfolger Piecks und wird zum Berufs-Berliner. Er reist in diesen Jahren viel und pendelt zur Familie, spätestens mit seiner Wahl ins Zentralkomitee, dem ZK, dann ins Politbüro der KPD. Auf einer Reise nach Moskau im November 1922 zum Kongress der Komintern wohnt er das erste Mal im Hotel Lux, Twerskaja 36, das seit 1921 Gästehaus der Komintern ist. Moskau wird Fluchtpunkt seiner Existenz. Dazu gehört die Mitgliedschaft in der KPR (B), der Kommunistischen Partei Russlands (Bolschewiki), was als Ehre gilt. Er lernt den Grundsatzer, den der Berliner, London-Emigrant und renommierte Publizist Sebastian Haffner 1958 so formuliert: „Für den einzelnen Kommunisten zählt nicht seine Position bei den eigenen Leuten, sondern bei den Bürokraten in der Moskauer Parteizentrale.“

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wohnt Ulbricht im Exil in Moskau und ist für den kommunistischen Widerstand im Deutschen Reich tätig. Er lernt 1935 eine Berlinerin kennen, die in der Reichshauptstadt für das ZK gearbeitet hat und die später

Bereitete in der sowjetischen Emigration die Zeit nach der Niederlage des Dritten Reichs vor: Walter Ulbricht 1943 vor deutschen Kriegsgefangenen, die er für die kommunistische Sache gewinnen wollte.

als Lotte Ulbricht First Lady der DDR werden wird. Ulbricht überlebt die Säuberungswellen, die Stalin auslöst und die auch ausländische Genossen nicht auslassen. Stalin war Ulbricht das erste Mal im Herbst 1928 begegnet, als ihn der KPD-Vorsitzende Ernst Thälmann als Boten nach Moskau schickte. Die Exil-KPD arbeitete an den Fronten. Ulbricht ist in Stalingrad, betreibt Propaganda mit Lautsprechern und Flugblättern, um deutsche Soldaten zum Überlaufen zu bewegen. Schließlich fördert er Gründung und Tätigkeit des Nationalkomitees Freies Deutschland. Zum Kriegsende hin bereiten die deutschen Kommunisten im Auftrag der sowjetischen Führung Personal und Projekte für die unmittelbare Nachkriegszeit vor. Die Hauptstadt hat hohen Stellenwert, wie Ulbrichts Urenkel Florian Heyden formuliert: „Dabei soll mit Berlin das Beispiel für den demokratischen Neuaufbau und die Zusammenarbeit aller Antifaschisten geschaffen werden.“ Seine Kenntnis der Stadt empfahl Ulbricht.

Die Delegation der KPD, die am 30. April 1945 vom Moskauer Flughafen Wnukowo mit einer Propellermaschine des US-Fabrikats Douglas nach Berlin abhebt, heißt „Gruppe Ulbricht“. Der Flug geht über Minsk bis Schwerin an der Warthe, rund 70 Kilometer östlich der Oder. Ulbricht fährt am 1. Mai mit einem sowjetischen Fahrer weiter nach Berlin. Als Chef der Gruppe führt er erste Gespräche mit den sowjetischen Militärs – allein. Die übrigen Gruppenmitglieder treffen am 2. Mai ein, dem Tag der Kapitulation der Stadt. Von der Tätigkeit der Gruppe Ulbricht erzählt später ihr jüngstes Mitglied, der 2014 verstorbene Wolfgang Leonhard. Nach seiner Flucht über Jugoslawien in die Bundesrepublik legte der abtrünnige Kommunist 1955 den autobiografischen Augenzeugenbericht *Die Revolution entlässt ihre Kinder* vor. Er war als Wladimir Leonhardt 1921 in Wien geboren und lebte ab 1922 mit seiner Mutter in Berlin, die meiste Zeit in der Künstlerkolonie Wilmersdorf am damaligen Laubenheimer Platz, heute Ludwig-Barnay-Platz. Der 23 Jahre alte Wladimir legte sich 1945 auf Anraten von Ulbricht den deutschen Vornamen Wolfgang zu.

Was für Männer gehörten zu Ulbrichts Gruppe? Otto Winzer ist in Lübars, 1902 noch „bei“ Berlin, geboren. Er übernimmt im Mai 1945 die Abteilung Kultur und Volksbildung im Berliner Magistrat, wird im Oktober 1949 Leiter der Privatkanzlei des zum DDR-Präsidenten aufgestiegenen, jovialen und beliebten Pieck. Hans Mahle aus Hamburg wird im Sommer 1945 Intendant des Berliner Rundfunks. Karl Maron ist 1903 in Charlottenburg geboren. Er wird im Juni 1945 stellvertretender Oberbürgermeister von Berlin, 1948 Wirtschaftsstadtrat und nach weiteren Etappen Chef der Hauptverwaltung der

Deutschen Volkspolizei. Der Auftrag Ulbrichts und seiner Leute bestand formal darin, die Politische Hauptverwaltung der seit November 1944 von Marschall Georgi Schukow kommandierten 1. Weißrussischen Front der Roten Armee zu unterstützen. Ihre Aufgabe hatte zwei Teile: Aufbau der Berliner Verwaltung und Sicherung des Überlebens der Menschen sowie Schaffung gesellschaftlicher und politischer Strukturen wie Gewerkschaften, Verbände, Parteien.

Ulbricht schickte Zweiergruppen in die 20 Bezirke der besiegten Hauptstadt. Leonhard fuhr mit Ulbricht nach Neukölln. Dort fanden sie als Vertreter der bezirklichen Behörden nur einen Mann vor, der sich als Pagel vorstellte und Sozialdemokrat war. Leonhard:

Die neuen deutschen Verwaltungsorgane befanden sich in einer verzweifelten Situation. Es ging um Krankenhäuser und Wasser, um Licht und Kohle, um Straßenaufräumarbeiten und um Bescheinigungen, „Propuske“ [Passierscheine], vor allem immer wieder um eins: um Lebensmittel für die hungernden Berliner.

Pagel zeigte eine Liste mit „Antifaschisten“, Sozialdemokraten und Kommunisten, die zur Unterstützung der Verwaltungstätigkeit herangezogen worden waren. Ulbricht hatte sich eine Adresse gemerkt, die Anschrift eines Kommunisten. Sie fuhren hin und kamen in eine Arbeiterwohnung: „Plötzlich sprangen einige Männer auf, riefen ‚Ulbricht‘. Im Nu war er umringt. Überraschung und Freude spiegeln sich in den Gesichtern der Genossen. Ulbricht dagegen blieb auch jetzt streng sachlich. Er begrüßte sie – mir schien seine Begrüßung recht kühl [...]“. Eine freie, offene Diskussion begann. Ulbricht übernimmt die Leitung: „Er stellte Fragen, zwar nicht wie bei einem Polizeiverhör, aber doch keineswegs in einem Ton, den ich von einem Emigranten erwartet hätte, der nach zwölf Jahren die überlebenden Genossen wiedertrifft, die jahrelang unter dem Hitler-Terror gelebt hatten.“ Die geltende „Linie“ habe Ulbricht so dargelegt, dass klar wurde, dass die Basis nichts zu bestimmen hatte.

In zwei Wochen, so wollte es Ulbricht, sollten die Verwaltungen der Bezirke stehen. Die Maßgaben: „Kommunisten als Bürgermeister können wir nicht brauchen, höchstens im Wedding oder in Friedrichshain.“ In Arbeiterbezirken sollten es Sozialdemokraten sein, in bürgerlichen Gegenden wie Zehlendorf oder Charlottenburg sogar Bürgerliche, und zwar „Antifaschisten“, am besten mit Dokortitel. Leonhard wird am 9. Mai 1945 in seinen früheren Wohnbezirk

Wilmersdorf fahren, auf der Suche nach einem solchen Bürgerlichen. Zufällig spricht ihn ein Mann auf der Straße an, berichtet vom Widerstandskreis des 20. Juli 1944. Es ist ein ehemaliges Mitglied der nationalliberalen Deutschen Volkspartei DVP Stresemanns, Oberregierungsrat a.D. Dann dauert es nur Minuten, bis der sowjetische Kommandant, heilfroh, eine Sorge weniger zu haben, Dr. Bruno Wilenbücher als Bezirksbürgermeister einsetzt. Die Direktive Ulbrichts zu den Bezirksämtern: „Der erste stellvertretende Bezirksbürgermeister, der Dezernent für Personalfragen und der Dezernent für Volksbildung – das müssen unsere Leute sein.“ Und er nannte ein weiteres Schlüsselressort: Seine Mitarbeiter sollten „noch einen ganz zuverlässigen Genossen in jedem Bezirk ausfindig machen, den wir für den Aufbau der Polizei brauchen.“

Auf dieser Sitzung weist Ulbricht an: „Es ist doch ganz klar: Es muß demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben.“ Ganz nach diesem Muster wurde 1945 der erste Oberbürgermeister ins Amt gehievt. Am 12. Mai besuchte Karl Maron Dr.-Ing. Arthur Werner in seinem Haus in Lichterfelde. Werner war dort geboren, kannte von Schule und Universität ebenfalls den früheren Reichskanzler Stresemann und hatte eine private technische Schule geführt, die die Gestapo geschlossen hatte, weil den Nationalsozialisten Werners Haltung nicht passte. Maron stellt ihn Ulbricht vor. Das geschieht in der Prinzenallee 80 in Friedrichsfelde, seit 1951 Einbecker Straße 41, wo inzwischen das Quartier seiner Gruppe war. Werner wird in der nur wenige Meter entfernt gelegenen sowjeti-

Mit Stehkragen:
Berlins neuer
Oberbürgermeister
Dr.-Ing. Arthur
Werner bei der
Antrittsrede am
17. Mai 1945,
Stadtkommandant
Nikolai E. Bersarin
(l.) und Karl Maron
(r.), Werners Vize.



schen Kommandantur, dem Mietshaus Alt-Friedrichsfelde 1, dem Stadtkommandanten Generaloberst Nikolai E. Bersarin vorgestellt. Zwei Tage später bestätigt das sowjetische Oberkommando die Vorschläge für den ersten Nachkriegs-Magistrat. Maron entwirft die Antrittsrede, die Werner am 17. Mai im Beisein Bersarins im früheren Bau der Feuersozietät in der Parochialstraße hält, denn das nahegelegene Berliner Rathaus ist zerstört. Bersarins Dolmetscher, der mit der Roten Armee nach Berlin gekommen ist, Piecks Sohn Arthur, übernimmt das Ressort Personal und Verwaltung. Bürgerliche sind Andreas Hermes, Reichsminister a.D. der Zentrumsparterie, zweiter Stellvertreter Werners und zuständig für Ernährung, der parteilose Berliner Architekt Professor Hans Scharoun für Bau- und Wohnungswesen und zunächst der Charité-Mediziner Professor Ferdinand Sauerbruch für das Gesundheitswesen. Und die Polizei? Polizeipräsident wird am 20. Mai ein Wehrmachtsoffizier und Ritterkreuzträger, der bei Stalingrad in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten war, von dort von Ulbricht zur Antifa-Schule geschickt wurde. Paul Markgraf vom Nationalkomitee landet mit der unmittelbar nach der ersten eintreffenden zweiten Maschine der Gruppe Ulbricht in Deutschland und ist einer von zehn ideologisch bekehrten Kriegsgefangenen.

Als damit dieser Teil der Aufgaben erfüllt ist, werden Ulbricht und drei weitere führende Genossen nach Moskau beordert. Sie treffen dort am 4. Juni 1945 Pieck. Am Abend sprechen die Deutschen erstmals wieder direkt mit Stalin, der ihnen „Ratschläge“ erteilt. Dabei sind sowjetische Politbüromitglieder, und es ist der Abend, an dem die Neugründung der KPD in Berlin beschlossen wird. Damit war die Hoffnung der Arbeiterbewegung enttäuscht, bestand doch die Meinung, die Zusammenarbeit der beiden Arbeiterparteien hätte das Dritte Reich verhindern können. Doch in den Direktiven zur Gründung der KPD stand der Satz: „Es wird keine einheitliche sozialistische Partei geben.“ Außerdem sollten „bürgerliche Parteien“ gefördert werden. Nach diesen Neugründungen wollte man „einen antifaschistischen demokratischen Block der neuen Parteien bilden.“ Schauplatz dieser vielfachen neuen Parteigründungen war die vormalige deutsche Hauptstadt, war Berlin, dem zu dieser Zeit der Einzug der westlichen Alliierten, zunächst der USA und der Briten, erst noch bevorstand. Die Rückkehr der Spitzengenossen aus dem Kreml, so stellt Leonhard rückblickend fest, war der Einschnitt: „Die ‚Gruppe Ulbricht‘ bestand nicht mehr. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt.“ Ihre Existenz wurde bis 1953 totgeschwiegen. So wurde suggeriert, die KPD sei erst nach dem am 10. Juni 1945 ergangenen „Befehl Nr. 2

des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärischen Administration (SMAD)“, des Marschalls der Sowjetunion, Georgi Schukow, aktiv geworden. In dem auf Plakaten bekannt gegebenen Befehl stand:

Auf dem Territorium der Sowjetischen Okkupationszone in Deutschland ist die Bildung und Tätigkeit aller antifaschistischen Parteien zu erlauben, die sich die endgültige Ausrottung der Überreste des Faschismus und die Festigung der Grundlage der Demokratie und der bürgerlichen Freiheiten in Deutschland und die Entwicklung der Initiative und Selbstbetätigung der breiten Massen der Bevölkerung in dieser Richtung zum Ziel setzen.

AM 11. JUNI 1945, gleich am Tag nach Schukows Erlaubnis, gründete sich die KPD neu; unter den 16 Unterzeichnern des Gründungsaufrufs waren zwei Frauen und nur drei Genossen, die die NS-Zeit in Deutschland, teils im Konzentrationslager, überlebt hatten. 13 Unterzeichner hatten in der sowjetischen Emigration gelebt. Als erster Pieck, ihm folgte Ulbricht. Zu den Unterzeichnern gehörte auch der kommunistische Dichter Johannes R. Becher. Der Aufruf beteuerte: „Wir sind der Auffassung, daß der Weg, Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, falsch wäre, denn dieser Weg entspricht nicht den gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen in Deutschland.“

AM 15. JUNI 1945 konstituierte sich der Zentralausschuss der SPD, dem u. a. Gustav Dahrendorf, Max Fechner, Erich W. Gniffke und Otto Grotewohl angehörten und der einen Aufruf zur Wiedergründung der SPD formulierte. Grotewohl wird Vorsitzender. Der Anspruch ist gesamtdeutsch. Konkurrenz ist die Neugründung unter Kurt Schumacher in Hannover. Am 17. Juni 1945 bestätigten rund 1500 Sozialdemokraten im „Deutschen Hof“ in der Luckauer Straße in Kreuzberg auf der 1. Funktionärsversammlung der Berliner SPD per Akklamation den Zentralausschuss.

AM 26. JUNI 1945 entstand in Berlin mit der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands CDU eine christliche Partei neuen Typs, die überkonfessionell politischen Protestantismus und Katholizismus zusammenführte. Unter dem Gründungsaufruf stand groß der Name des Katholiken und Berliner Stadtrats Andreas Hermes. Zu den weiteren Unterzeichnern gehörten u. a. der spätere stellvertretende Oberbürgermeister Ferdinand Friedensburg und Walther Schreiber, der 1953 als erster CDU-Politiker Regierender Bürgermeister von Berlin wurde. Ganz selbstverständlich heißt es unter dem Text: „Sitz

der Reichsgeschäftsstelle der ‚Christlich-Demokratischen Union Deutschlands‘: Berlin W 8, Jägerstr. 59–60“. Westdeutsche Rivalen waren bereits am 17. Juni 1945 im Umfeld des späteren Bundeskanzlers Konrad Adenauer mit „Kölner Leitsätzen“ hervorgetreten.

AM 5. JULI fand der Liberalismus seine organisatorische Gestalt mit der Liberal-Demokratischen Partei LDP, und zwar mit der Veröffentlichung des vom Vorsitzenden Waldemar Koch, seines Stellvertreters Wilhelm Külz und des Schatzmeisters Wilhelm Eich als Hauptrepräsentanten unterschriebenen „Aufruf der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands“. Die führenden Figuren stammten aus der Deutschen Demokratischen Partei DDP der Weimarer Zeit. Der gesamtdeutsche Anlauf zu einer liberalen Partei scheiterte.

Egon Bahr war als Journalist Zeuge dieser Entwicklungen. Der spätere Berliner Ehrenbürger berichtet darüber 1996 in seinen Erinnerungen *Zu meiner Zeit*. KPD und SPD gründeten noch im Juni 1945 einen gemeinsamen Arbeitsausschuss für die Sowjetische Zone. Die SPD wuchs rascher und stärker als von den Kommunisten erwartet. Die sowjetische Militärverwaltung, so beschreibt es Bahr, „[...] konnte nicht verhindern, daß auf einen Kommunisten drei, vier, in Berlin sogar fünf Sozialdemokraten kamen [...]“. Im November 1945 erlebte die österreichische Schwesterpartei KPÖ bei den Nationalratswahlen mit nur vier Parlamentssitzen ein Debakel. Das war der Auslöser für das Umschwenken der Sowjets und Ulbrichts auf den Kurs der „Einheit“ von KPD und SPD. Am 20./21. Dezember 1945 auf der „Konferenz der Sechzig“ beschlossen je 30 Vertreter der beiden Parteileitungen den „Aufbau der Einheitspartei“. Der nach dem Jahreswechsel am 3. Januar 1946 folgende 70. Geburtstag Piecks brachte bei der Feier im halbwegs funktionsfähig gemachten Admiralspalast in der Friedrichstraße dem Jubilar nicht nur den von Oberbürgermeister Werner überreichten Ehrenbürgerbrief der Stadt, sondern auch die Vorwegnahme eines bedeutungsschwangeren Händedrucks. Die Worte Otto Grotewohls, der für den Zentralausschuss der SPD gratulierte:

Wenn wir auch keinen Ehrenbürgerbrief zu überreichen haben, so haben wir dafür etwas Schlichteres, aber von Herzen Kommendes zu überreichen, nämlich Dir, lieber Wilhelm Pieck, einen Händedruck, einen Händedruck, der nicht nur für heute Bedeutung haben soll, sondern der einmal so lange währen soll, daß die Hände sich nicht mehr trennen.

Ende Februar 1945 terminierten die Parteileitungen den Vereinigungsparteitag auf den 21./22. April 1946. Wieder war der Admirals-Palast Schauplatz des symbolisch für die Untrennbarkeit stehenden Händedrucks beider Männer, der sich im hektisch entworfenen Parteiemblem wiederfindet. Berliner Sozialdemokraten setzen gegen Grotewohls Willen eine Urabstimmung über die Vereinigung für den 31. März 1946 durch, die im Sowjetsektor untersagt wird. Das Votum der 32 547 SPD-Mitglieder im Westen Berlins ist mehrheitlich gegen die sofortige Verbindung: 2937 stimmten für die umgehende Vereinigung, für ein Bündnis und für Zusammenarbeit waren 14 763, Vereinigung und auch Bündnis lehnten 5559 rundweg ab. Der Parteitag wurde trotzdem abgehalten. Die SED ist eine weitere Partei-Neugründung im Berlin der Nachkriegszeit, und sie wurde Staatspartei eines neuen deutschen Staates. Der junge Zeitungsmann Bahr, Wahl-Berliner und Thüringer aus Treffurt, war Zeuge des Händedrucks Piecks und Grotewohls und bekam auf dem Vereinigungsparteitag „wie alle Journalisten zur Erinnerung die erstmals 1938 erschienene *Geschichte der kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki) – Kurzer Lehrgang*.“

Schon Wochen zuvor hatte Bahr ein Gespräch mit dem Berliner SPD-Vorsitzenden Grotewohl gehabt und „war fast erschrocken, in welcher Offenheit er über Vorladungen, Verhaftungen, Ablösungen und Redeverbote durch die sowjetische Administration sprach.“ Unbeantwortet sei in vielen Unterhaltungen damals die Frage geblieben, so Bahr, „wann und warum Grotewohl kapituliert hat.“ Leonhard merkt zum Abend des SED-Gründungsparteitags an, er habe nicht ahnen können, „daß von den Teilnehmern des Vereinigungsparteitags innerhalb weniger Jahre fast die Hälfte aus ihren Funktionen verdrängt, abgesetzt, verleumdet oder einer Säuberung zum Opfer gefallen sein würde.“

Zukunftsvoll ist eine weitere Parteineugründung. Sozialdemokraten und Kommunisten ebenso wie Sozialdemokraten untereinander lagen im Nachkriegs-Berlin über Kreuz. Die Berliner Ruth Andreas-Friedrich beschreibt in ihren unter dem Titel *Schauplatz Berlin* veröffentlichten *Tagebuchaufzeichnungen 1945 bis 1948* Hilflosigkeit, Verzweiflung, Mut der Sozialdemokraten der Westsektoren. Am 7. April konstituiert sich eine neue SPD auf dem „Bezirksparteitag der westlichen Stadtkreise“, der in der Zinnowwaldschule in Zehlendorf stattfindet. Pieck nannte das zwei Wochen später auf dem Vereinigungsparteitag einen „Scherz“. Leonhard betont den herabsetzenden Ton Piecks ebenso wie die Fehleinschätzung des Potenzials dieser SPD: „Niemand im Saal ahnte, daß der ‚Zehlendorfer Kranken-